

HENRI POSE

DER LETZTE
SCHIFFSWAN
LESEPROBE

EIN HAMBURG-KRIMI

MIDNIGHT



Der Autor

Henri Pose, geboren 1995, wuchs in Hamburg auf. Noch während seiner Schulzeit im Osten der Stadt veröffentlichte er seinen ersten Thriller *Eridanos*. 2014 nahm er die Arbeit in einem großen Versicherungsunternehmen auf. Nebenbei bloggte er eine Zeit lang und wandte sich schließlich dem

Krimigenre zu. Schon als Kind hatte er den Traum, einmal ein Buch zu schreiben, was so spannend ist, dass die Leser es bis drei Uhr Morgens nicht aus der Hand legen können.

Das Buch

»Zum ersten Mal sah ich Shirley in einem Strip Club namens Charming Flamingo. Ihre Schicht begann um halb elf und ich war bereits seit zwei Stunden dort. Zwei Stunden meines Lebens hatte ich zwischen Männern verbracht, die ihren Ehefrauen vorgaukelten, sie wären gerade beim Bowling oder in der Kneipe mit ihren Jungs. Stattdessen fristeten sie ihre Freitagabende in jenem Etablissement unter der Autobahnauffahrt.«

Als Privatdetektiv arbeitet er unter dem Pseudonym David Brügge und kennt sich aus im Hamburger Nachtleben. Seine Freundin, die ehemalige Stripperin Shirley, hat er beim Besuch eines Nachtclubs kennengelernt. Sein neuer Auftrag: Für einen im Sterben liegenden Immobilienmogul soll er dessen verschwundene Tochter finden. Die Polizei ist fest davon überzeugt, dass die junge Frau weggelaufen ist, doch ihr Vater glaubt an eine Entführung. Gemeinsam mit Shirley macht sich Brügge auf die Suche. Eine Spur führt ins Drogen-

milieu. Doch als die beiden einer großen Intrige auf die Schliche kommen, geraten sie plötzlich selbst in die Schusslinie ...

Henri Pose

Der letzte Schwan

Ein Hamburg-Krimi

MIDNIGHT 

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

Originalausgabe bei Midnight
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Oktober 2016 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016
Umschlaggestaltung:
ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat
ISBN 978-3-95819-093-1

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben. In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Kapitel 1: Shirley

Zum ersten Mal sah ich Shirley in einem Strip Club namens *Charming Flamingo*. Ihre Schicht begann dort um halb elf und ich war bereits seit zwei Stunden dort.

Zwei Stunden meines Lebens hatte ich zwischen Männern verbracht, die ihren Ehefrauen vorgaukelten, sie wären gerade beim Bowling oder mit ihren Jungs in der Kneipe. Stattdessen fristeten sie ihre Freitagabende in jenem Etablissement unter der Autobahn-auffahrt und steckten Frauen, die ihre Töchter sein könnten, Spielgeld in die Tangas. Neben mir versuchte gerade ein Greis mit Beatmungsgerät verzweifelt, auf die Bühne zu krabbeln, als der Song stoppte. Die Brünette rutschte die Metallstange herunter und verbeugte sich, die Lautsprecher knackten und Shirley wurde angekündigt. Der DJ, der wahrscheinlich in irgendeinem Hinterzimmer saß und beim Wechseln der CDs fernsah oder womöglich zu den Bildern der Sicherheitskameras masturbierte, sagte: »Und hier kommt, worauf wir alle gewartet haben: Shirley!«

Die Männer grölten und klatschten, einige piffen, doch ich blieb ruhig. Ich wusste gar nicht so recht, warum ich überhaupt hier war. An jenem Tag hatte ich meine Ermittlungen zum Selbstmord eines Anwalts beendet und war nach dem Gespräch mit seiner Ehefrau etwas aufgewühlt gewesen, weshalb ich mich für ein schnelles Bier in meiner Stammkneipe entschieden hatte. Auf dem Weg vom Parkplatz dorthin hatte mich der Türsteher des Flamingos angesprochen: »Die Show heute Abend wird der Hammer. Fünfzehn Euro Eintritt sind ein Witz, versprochen.«

Also hatte ich nur die Schultern gezuckt und mir den Stempel geholt. Das Bier war warm, die Kundschaft unerträglich, aber wenigstens war die Musik laut genug, um Gespräche unmöglich zu machen.

Während die anderen Männer sich um die halbkreisförmige Bühne tummelten, saß ich zurückgelehnt im Clubsessel und nippte an einem Bier, das ich nicht wirklich trinken wollte. Zum Gitarrensolo von *Sweet Morphine* kam Shirley langsam hinter dem roten Samtvorhang hervor und ging mit kreisenden Hüften auf die Bühne. Sie war klein und zierlich, hatte lockiges blondes Haar und bewegte sich so anmutig, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. In ihren Augen lag der Glanz einer Frau, die ihr Schicksal akzeptiert hatte und nun versuchte, das Beste daraus zu machen. Doch noch etwas schwang darin mit, sobald sie begann zu tanzen: Hoffnung.

Nach ihrer Show sah ich keinen Grund mehr zu bleiben, also erhob ich mich, während sie sich verbeugte, und ging auf tauben Beinen in Richtung Ausgang. Kurz bevor ich dort ankam, öffnete sich direkt daneben eine Tür mit der Aufschrift *Personal*. Heraus kam ein fülliger Mann Anfang dreißig. Er trug ein Karohemd, das sich über dem Bierbauch so sehr spannte, dass man befürchtete, sein Bauchnabel könnte einem ins Gesicht springen. Der zurückgehende Haaransatz und die geröteten Augen ließen ihn erschöpft wirken. Er sah mich an und mit einem Mal klärte sich sein Blick. Der Mann rief mich bei meinem Namen und ich fuhr herum: »Kennen wir uns?«

»Ja, klar«, sagte er. »Weißt du nicht mehr? Wir waren zusammen in der Schule! Ich bin es, Timo.«

Es stellte sich heraus, dass ich tatsächlich mit ihm zusammen zur Schule gegangen war, bloß hätte ich ihn niemals wiedererkannt. Einen Moment redeten wir über die guten alten Zeiten, die nie so gut gewesen waren wie wir nun behaupteten, dann bot er an, mich herumzuführen. Timo nahm mich mit durch die Tür fürs Personal und führte mich einen schummrigen Gang entlang. Durch eine offene Tür erhaschte ich einen Blick auf einen Umkleideraum, wo halbnackte Blondinen hektisch vor beleuchteten Spiegeln umherhuschten. Gegenüber vom Hintereingang des Separees befand sich

eine Tür mit der Aufschrift *Chef*. Timos Büro war ein rechteckiger weiß tapezierter Raum, in dem es, wenn man den Nikotinflecken an der Decke und den Brandlöchern im Teppich glaubte, keine Aschenbecher gab. Der Röhrenmonitor summte mit dem Kühlschrank um die Wette, während das dumpfe Wummern des Basses aus dem Hauptraum die Wände zittern ließ. Gefüllt war der Raum außerdem mit einem Tapeziertisch, auf dem eben jener Computer, ein Drucker und stapelweise Ausdrücke zu finden waren, und zig Aktenschränken, einem Fernseher, einem zerschlissenen Sofa und ein paar Postern und Kalendern, welche die ansonsten kahlen Wände bedeckten.

»Das ist mein Büro«, sagte er und rieb sich die Hände. »Nicht schick, aber immerhin muss ich nicht an der Stange tanzen, sage ich immer.« Er lachte nervös und bedeutete mir, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

»Priester!«, stieß ich hervor.

»Was?«

»Ich habe überlegt, wie wir dich früher genannt haben. Bei Timo hat es schon Klick gemacht, aber wir haben dich immer nur Priester genannt.«

»Ach ja, stimmt. Ich habe es tatsächlich geschafft, den Spitznamen zu behalten. Ich hab nie eine meiner Tänzerinnen auch nur unzüchtig angeguckt – keusch wie eh und je.« Priester klopfte sich in einem Anflug gespielter Stolz auf die Brust.

»Wie kommst du zu deinem ... *Etablissement*?«, fragte ich nach einem Moment des Schweigens.

»Ich nenne es ein Tanzlokal. Unter einem Strip Club stellt man sich landläufig einen Schuppen vor, wo ein Haufen Osteuropäerinnen für fünfzig Euro tanzen und für hundert blasen – meine Mädels nicht. Wir sind seriös«, erklärte Priester, gestand mir dann aber zu: »Klar, vom Ding her ist es ein Strip Club oder – wie ich zu sagen

pflege – eine erfolgreiche Kreuzung aus Bungalow und Neonröhre unter der Autobahnauffahrt plus nackte Frauen.«

Damit war er geschickt meiner Frage ausgewichen, aber ich stellte sie kein zweites Mal, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass er hiermit seinen Traum lebte. Klar, genug Kerle streben tatsächlich genau das hier an. Aber in der Realität war Priester kein cooler Pimp, sondern ein autodidaktischer BWLER in einem abgewrackten Büro, der stets von nackten Frauen umgeben war, aber sie nicht mal richtig anschauen durfte, ohne sich eine Anklage wegen sexueller Belästigung einzufangen. Solche Klagen sind tatsächlich üblich in jenen Strip Clubs und Bordellen, wo man sich nicht mit der Faust, sondern mit dem Arbeitsvertrag auf ein Gehalt einigt. Außerdem war dieser Job so weit von seinem eigentlichen Traum entfernt wie nur irgend möglich.

In der Schule hatten damals alle gedacht, Priester würde Profi-Fußballer werden. Eine Knieverletzung war ihm dazwischengekommen – seitdem hinkte er und hatte deutlich zugenommen. Mit seinem Ersparten aus der Zeit, in der er auf seine Profikarriere vorbereitet worden war, hatte er nach dem Unfall das Flamingo eröffnet, wie er mir später stolz erklärte. Er habe sich alles selbst erarbeitet und selbst die Namen der Tänzerinnen stammten von ihm – Priester dachte tatsächlich, *Showgirls* wäre ein guter Film.

Von jener Begegnung an saßen wir mindestens einmal die Woche in seinem Büro und machten die Nacht durch. Priester fing am späten Nachmittag an zu arbeiten und machte meist erst um acht Uhr morgens Schluss. Er saß da in seinem Büro und machte die Buchführung, schaute ab und zu auf die Sicherheitskameras und telefonierte mit Lieferanten, Kollegen und Scouts, die nach Tänzerinnen suchten. Sein Büro wirkte bei näherer Betrachtung weder klein noch sonderlich schäbig – es war zweckmäßig. Der erste Eindruck war vermutlich dahergekommen, dass ich Tierfellteppiche, Marmor

und Nappaledersessel erwartet hatte. Aber Priester trug ja auch Jeans und Hemd statt Pelzmantel und Filzhut – die Zeiten schienen sich entweder geändert zu haben oder Hollywood hatte mich schon immer belogen.

Doch Priester war zufrieden mit seinem Leben. Er hatte ja alles, was er brauchte: Ein Auto, eine Frau, eine fast abbezahlte Eigentumswohnung und einen Job, der ihm gefiel.

Ich lag also des Öfteren auf dem Sofa in seinem Büro rum, sah ihm beim Arbeiten zu und ließ seinen Alltag an mir vorbeifließen. Ab und an kamen Securitys oder der DJ rein, aber alles in allem war es ein ruhiger Job. Ich lag da und rauchte und Priester klackerte auf seiner Tastatur und wir redeten so über dies und jenes. Nur nie über Frauen. Jegliche sexuelle Anspielung schien an seinem Arbeitsplatz tabu zu sein.

Früher hatte ich Priester nie wirklich gemocht. Seine bevorstehende Profikarriere und all die Mädchen, die sich die Schädel einschlugen, um seine Spielerfrau zu werden, hatten ihn überheblich werden lassen. So hart es auch klingen mag: Der Unfall hatte ihn auf den Boden der Tatsachen zurückgebracht. Man sollte meinen, Strip Club-Besitzer wären nicht mehr als frauenfeindliche Paviane, die irgendwo gelernt hatten, Mercedes zu fahren. Aber tatsächlich war Priester der klassische mittelständische Unternehmer: Er fuhr einen Passat, zahlte seinen Tänzerinnen einen fairen Lohn und sogar Steuer. Seine Mitarbeiter mochten ihn – das merkte ich vor allem an dem einen Abend, als eine Tänzerin hereinkam und aufgelöst erzählte, dass ein Kunde sie beim Private Dance grob angefasst hatte. Priester schickte sofort die Security los, tröstete die Tänzerin und gab ihr für den Rest des Abends frei. Er schaffte zu jeder Zeit den Spagat zwischen familiärem Umgang und Professionalität. Eben deswegen, weil Pries-

ter Job und Privatleben strikt trennen wollte, bot er mir in fast drohendem Tonfall an, den Hintereingang zu benutzen.

Eines Freitagabends, den ich mit warmen Dosenbier und kalter Piz-za auf der Couch in meiner Wohnung verbracht hatte, etwas mehr als anderthalb Monate nach meinem ersten Besuch im Flamingo, beschloss ich, mal wieder bei Priester vorbeizuschauen. In jener Nacht öffnete aber keiner an der Hintertür, also benutzte ich den Vordereingang. Der Türsteher erkannte mich, so kam ich umsonst rein.

Ich bin kein regelmäßiger Kunde in Strip Clubs und der bisherige Abend war beschaulich verlaufen, weshalb ich mich etwas erschlagen fühlte, als ich hereinkam. Ausgerechnet heute war Happy Friday, eine Art Flatrate-Tag, wo mehr Frauen tanzten und Private Dances für mehrere Personen zur selben Zeit ermäßigt waren. Überall flatterten bunte Lichter durch den Raum, die Musik war scheiße, und Frauen in Perücken, die nach Pfirsichbodylotion rochen und Glitzerstaub auf den Körpern kleben hatten, bewegten sich ruckartig zur Musik. Es waren junge Frauen mit straffen, sportlichen Körpern. Ihre Grazie reichte vielleicht nicht für die große Bühne und nicht jeder würde ihr Lächeln glauben, aber es war mehr, als man einem Strip Club unter einer Autobahnauffahrt zugetraut hätte.

Während sich eine der Frauen in einer gläsernen Duschkabine räkelte, tippte mir eine andere auf die Schulter. Als ich erschrocken herumfuhr, stand da eine kleine Blondine mit einem sagenhaften Körperbau und einem Gesicht wie ein Engel.

»Hi, ich bin Shirley. Darf ich dir was Gutes tun?«

Ich hätte sagen sollen: »Nein, ich suche bloß deinen Chef.«

Tatsächlich sagte ich so etwas wie: »Hast du Zeit für einen Private Dance?«

Anderthalb Stunden später saß Shirley, die eigentlich Sarah hieß, auf dem Beifahrersitz meines Dienstwagens und erzählte mir, dass sie eines Tages in der Hamburgischen Staatsoper tanzen wollte, und ich konnte meine Augen nicht von ihren Lippen lassen. So fing alles an.

Hätte ich damals bloß vor der roten Stahltür auf der Rückseite des scheiß Flamingos kehrtgemacht und wäre zurück nach Hause gefahren; zu warmen Bier und kalter Pizza.

Kapitel 2: Schwarze Schwäne

Ein Monat später

»Bist du glücklich in deinem Job?«, fragte ich Shirley.

Sie lag auf meiner Brust wie ein Welpe im Körbchen und schaute mich mit großen Augen an. Im Hintergrund lief der Fernseher, ich hatte bereits fünf Bier getrunken. In einer Dreiviertelstunde müsste sie losgehen, um pünktlich bei der Arbeit zu sein.

»Bist du denn glücklich in deinem?«

»Ich denke schon«, antwortete ich achselzuckend. »Ich weiß, dass ich das, was ich tue, gut mache. Vielleicht ist es sogar nobel, immerhin helfe ich Menschen in Not. Ich rede mir ein, dass ich meine Talente sinnvoll an den Mann bringe. Manchmal habe ich auch Aufträge, die mir, naja, *unmoralisch* erscheinen. Aber da muss ich wohl durch, da muss jeder durch. Ich werde jeden Tag gefordert, ich bin motiviert, und das wird großzügig bezahlt.«

»Also warum sollte ich nicht glücklich sein?«, gab sie zurück und drückte mir einen Kuss auf. Bevor ich weiterfragen konnte, setzte sie hinterher: »Wie kam es eigentlich dazu?«

Ich seufzte. »Nach meinem Abi, da wollte ich einfach nur noch weg aus Hamburg. Zu viele schlechte Erinnerungen. Ich hab mich bei einer Münchener Privatdetektei beworben, die damals noch *Stein und Partner* hieß, so eine Traditionsgeschichte. Inzwischen sind sie aufgekauft worden, aber damals war es ein Familienunternehmen. In der Agentur wurde ich ausgebildet, eine der besten Ausbildungen im Land – damals zumindest.«

»Aber warum wolltest du ausgerechnet Privatdetektiv werden? Das ist kein Job, mit dem man angeben kann. Ich habe vor dir erst

einen getroffen und der war die meiste Zeit im Einkaufszentrum auf Streife. Ein ehemaliger Polizist, der wegen eines amputierten Beins nicht mehr bei der Polizei arbeiten konnte. Er meinte, alle wären wie er.«

Ich musste lachen. »Die meisten Privatermittler sind tatsächlich abgehalfterte Ex-Cops, die sich um Ladendiebstahl und Schuldeneintreibung kümmern. Dann gibt es noch die Moralisten, die für einen Hungerlohn Beweise gegen pädophile Grundschullehrer suchen. Und dann gibt es die Wirtschaftskanzleien, die normalerweise alle so groß sind, dass sie international arbeiten. Da geht es um Versicherungsbetrug im großen Stil, Manager mit Firmengeldern auf der Flucht – die Kunden sind hauptsächlich Firmen und wenn es doch mal Fälle von Privatpersonen sind, dann müssen sie ordentlich dafür blechen. Da bin ich.«

Als ich ihr Augenrollen sah, gestand ich: »Warum ich mich ausgerechnet für diese Branche entschied, kann ich gar nicht so genau sagen. Damals wusste ich nicht, wohin mit mir, und brauchte irgendeine Beschäftigung. Um mich von meinen eigenen Problemen abzulenken, entschied ich mich dafür, anderen zu helfen – das war der Hauptgrund, denke ich. Außerdem fand ich es interessant, zu beobachten.«

»Zu beobachten, hm? Deswegen bist du immer so still. Wieso bist du nicht in München geblieben?«, fragte Shirley weiter.

»Hätte ich denn bleiben sollen?«

»Nein, bloß nicht. Dann hätten wir uns ja nie getroffen!«

»Ich bin direkt, nachdem ich meine Lizenzprüfung bestanden hatte, abgehauen. München war einfach nicht meine Welt – zu schick, zu reich, zu stickig. Hamburg ist vielleicht grau und kalt, aber wenigstens bekommt man im Sommer noch einen Fuß auf den Boden und auch wenn keiner höflich ist, leben die Menschen nicht mit den Nasenspitzen in den Wolken. Vielleicht habe ich während meiner Münchener Zeit auch bloß im falschen Stadtteil gewohnt. Wie

auch immer: Durch meinen letzten Auftrag in München lernte ich John Wayne kennen.«

Shirley prustete los.

»Oder zumindest einen Typen, der so ähnlich aussah, und Chef einer großen Hamburger Detektei namens *Black Swans* war, und da arbeite ich heute noch.«

»Klingt wie eine Boyband. Oder ein Football Team.« Sie grinste immer noch. »Der schwarze Schwan ist auch euer Logo, stimmt's?«

Ich bemühte mich um einen ernsten Tonfall. »Ja, der Schwan steht für Diskretion und die Dunkelheit für Erbarmungslosigkeit – so hatte es John Wayne erklärt, als er für uns Neulinge damals das Einführungsseminar hielt.«

Ich schaute an die Decke, doch spürte ihre Bewegungen auf meiner Brust, als sie wieder kicherte. Sie hatte inzwischen das Interesse verloren und arbeitete sich in Richtung Gürtel vor.

»Scheiße, mit seinem Headsetmikro und dem hellblauen Seidenanzug sah er aus wie ein schwuler Jordan Belfort, der sein Erfolgcoaching im Wilden Westen abhält.« Ich begann zu lachen, doch sie legte mir bloß sanft den Zeigefinger auf die Lippen.

Am nächsten Morgen bekam ich von der Agentur einen neuen Job zugeteilt. Es war ein Mittwoch, als mein Wecker gegen acht klingelte und ich mich unter der Bettdecke mit geschlossenen Augen in Richtung iPhone wand, um das Klingeln abzuschalten. Als mir das nach mehreren Fehlversuchen, bei denen unter anderem eine Schirm-
lampe und zwei Flaschen Urbock vom Nachttisch gefallen waren, gelang, blieb ich noch eine ganze Zeit lang liegen. Ich war schweiß-
gebadet und hatte wummernde Kopfschmerzen, wie fast jeden Morgen. Neben mir ein zerzaustes Knäuel blondes Haar, das alle viere von sich gestreckt hatte; Shirley hatte eine lange Nacht gehabt.

Als ich mich dazu aufraffen konnte aufzustehen, strich ich ihr das Haar aus dem lächelnden Gesicht und küsste sie auf die zarte Haut am Schlüsselbein. Noch im Tiefschlaf lächelte sie und wand ihren Hals genüsslich wie ein Hund, der sich an einem lauen Julitag die Sonne auf den Bauch scheinen lässt.

Nach einem ausgiebigen Frühstück – bestehend aus Rührei, Bacon, zwei Tassen Kaffee und fünf Zigaretten –, ging ich duschen und machte mich fertig für den Tag. Eine halbe Stunde später saß ich in meinem fünfhundert Euro teuren dunkelblauen Nadelstreifenanzug rasiert und zielstrebig im Auto und heizte mit zweihundertdreißig über die Autobahn. Ich war auf dem Weg ins östliche Randgebiet der Stadt.

Die Marschlande sind im Grunde genommen eine braun-grüne Masse aus Deichen, Wiesen, Feldern und ein paar Bäumen, die an jenem Vormittag vom Regen aufgequollen war und unter dem grauen Himmel tückisch schien. Wie ein riesiger Sumpf, aus dem ab und an eine Windmühle herausguckt. Abseits der kleinen Ortschaften, der Fabriken und der Currywurststände am Oortkatener See, die nur im Sommer geöffnet hatten, wand sich eine unambitioniert asphaltierte Straße durch die Scheinsümpfe. An deren Ende war erst nichts zu sehen, da sie seicht bergauf führte. Doch nach ein paar Minuten Fahrt tauchte ein dunkler Giebel am Ende der Straße auf. Dann einige kleine Türmchen. Schließlich das ganze Herrenhaus; zu diesem Zeitpunkt nicht mehr als eine Silhouette, die sich vom dunklen Himmel abzeichnete. Ganz alleine stand es da auf der weiten Ebene und wirkte gleichzeitig bedrohlich und ungeschützt unter dem wütenden Himmelszelt. Es schien, als sei das Anwesen dem Untergang geweiht, doch trotzte – so lange es noch konnte – allen Bedrohungen dieser lebensfeindlichen Umgebung.

Ich hatte das Haus schon mal gesehen, als ich noch ein Kind war und einen Tag mit meinen Eltern am See verbracht hatte. Auf dem Rückweg hatte sich mein Vater verfahren und war versehentlich eben jener Straße gefolgt, auf der auch ich mich gerade befand. Als wir damals das Haus sahen, drehten wir um. Mein Vater sagte schlicht, hier seien wir falsch, während meine Mutter meinte, das Haus sei ihr nicht geheuer. Es erinnere sie an einen sterbenden Wal. Ich fand, dass das nicht wirklich zutraf. Ein sterbender Wal täte mir leid. Das Herrenhaus am Rande der Marschlande machte mir hingegen Angst.

An jenem Abend wurde in den Nachrichten ein Beitrag über einen toten Wal gezeigt, der an der Küste Japans angespült worden war. Das Tier war gewaltig, doch ich fand immer noch nicht, dass die Beschreibung dem Anwesen gerecht wurde. Der Wal lag würdevoll und hilflos auf dem Sand und wurde beglötzt. Ein Schatten seiner selbst, ein schwarz glänzender gewaltiger Klumpen, der einst majestätisch durch dunkelblaue Welten geschwebt war, die uns für immer verschlossen bleiben würden. Nun lag er da. Ein Mann von der Behörde ging in einer gelben Warnweste auf den Kadaver zu. Der Beamte war in direktem Vergleich winzig klein. Dann explodierte der Wal. Der Druck schleuderte den Mann in der Warnweste gegen eine Steinmauer, wo er sich das Genick brach. Fleischfetzen bedeckten den weißen Sandstrand, Urlauber übergaben sich auf den Promenaden und dann brach Panik aus.

Eine hohe Natursteinmauer umgab das Herrenhaus. Die Asphaltstraße mündete in ein schlichtes gusseisernes Tor. Ich stieg aus und begann augenblicklich zu frieren. Der Wind kroch zielsicher in meine Ärmel und blähte meine Hosenbeine auf. Ich wollte bloß wieder zurück ins Auto und umdrehen; so schnell wie möglich nach Hause fahren und mich den ganzen Tag über eng an Shirleys Hinterteil gepresst in meinem warmen Bett verkriechen. Stattdessen

klinglelte ich an der Gegensprechanlage und eine erschöpfte Stimme meldete sich: »Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

Ich stellte mich vor, dann wurde kommentarlos der Summer betätigt und das doppelflügelige Tor schwang auf. Ich setzte mich zurück ins Auto und fuhr die Auffahrt hoch. Der grobe Asphalt ging in eine Kieselsteinauffahrt über, die mich trotz der Luftfederung durchschüttelte. Links und rechts von meinem zitternden Wagen griffen vor Regen triefende Äste nach mir. Der Garten, wenn man ihn denn so nennen konnte, war dicht und hoch; so verwildert wie er war, könnte ich auch soeben das Tor in eine andere Welt passiert haben und in einem fremdartigen Urwald gelandet sein. Doch das alte Gemäuer vor mir holte mich auf den Boden der Tatsachen zurück. Ich habe keine Ahnung von Architektur und hätte nicht sagen können, aus welcher Epoche das Anwesen stammte. Es war symmetrisch und imposant und hätte schön sein können, wäre die Umgebung weniger unheimlich und das Wetter besser gewesen. Im Süden Frankreichs hätte es vielleicht wohnlich gewirkt, hier hingegen dunkel und verschlagen.

Beim Näherkommen fiel mir auf, dass die Fenster recht klein waren. Die Fassade bestand aus einem ähnlichen Naturstein wie die Mauer und war zum Teil mit Efeu überwuchert, der auch einige der Sprossenfenster bedeckte. Über dem hölzernen Portal befand sich ein auf Holzbalken gestütztes Vordach. Die Schindeln waren zum Teil zerbrochen oder fehlten. Einige Holzbalken zogen sich fachwerkartig durch die Fassade und auch sie schienen bereits bessere Zeiten gesehen zu haben. Alles wirkte morsch und verlebt. Ich stellte mir vor, dass sich im Inneren Verwesungsgase bildeten – genau wie in jenem Wal, den ich vor Jahren in den Nachrichten gesehen hatte.

Das Haus hätte auch verlassen sein können, wäre da nicht die stau-
bige S-Klasse rechts der Haustür gewesen. Links der Tür befand sich

ein kleines Häuschen, das wahrscheinlich als Schuppen für Gartengeräte diente. Auch wenn bei dem Forst namens Vorgarten wahrscheinlich weder Gartenschere noch Rasenmäher halfen. Ich parkte neben dem Mercedes, zog den Schlüssel und öffnete die Autotür, die mit einem satten Schmatzen aufschwang. Anschließend stakste ich über den Kiesweg auf die hölzerne Eingangstür zu. Noch bevor ich klingeln konnte, schwang die linke Seite des Portals auf.

Vor mir stand ein kleiner älterer Mann mit dünnem grauen Haar und dunklen Tränensäcken. Der schwarze Smoking und die gereckte Hakennase wiesen ihn als Butler aus. Sein Auftreten war zwar elitär, aber alles andere als elegant. Er wirkte nicht gastfreundlich, sondern kränklich.

»Guten Tag«, begrüßte er mich. »Herr Rieker erwartet Sie bereits. Mein Name ist Martin, ich bin der Haushälter.«

Ich nickte ihm zu. »Hallo.«

In der gefliesten Eingangshalle hingen ein paar düstere Ölgemälde, die zweifellos eine jahrhundertealte Geschichte inzestuösen Hamburger Landadels abbildeten, aber mir nicht mehr als das Prädikat »geschmacklos« abrangen. Die einzige Lichtquelle stellte der leise knisternde Kamin da; zwei Türen führten aus dem Raum heraus. Als über mir etwas knirschte, blickte ich zur hohen turmartigen Holzdecke auf, deren Stützbalken bedrohlich zitterten. Eine starke Sturmbö traf auf die Eingangstür und ließ sie kurz beben.

»Schlimmes Wetter«, stellte ich nüchtern fest.

»Daran sind wir gewöhnt. Hier draußen bekommen wir jedes Unwetter mit. Bitte nehmen Sie doch Platz. Herr Rieker wird gleich bei Ihnen sein.«

Der Butler wies auf die zwei roten Samtessel vorm Kamin. Ich nickte, blieb aber stehen, während Martin hinter einer der Kassetentüren verschwand. Eine kleine Tonfigur auf einem der Beistelltische zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie war grob gefertigt

und zeigte einen Raben mit ausgebreiteten Flügeln. Wahrscheinlich stammte sie aus einem Mayatempel oder sonst woher und war Zeugnis ersten menschlichen Kunsthandwerks, doch für mich sah sie aus wie von einem Kind getöpft. Ich strich mit den Fingerspitzen über die raue Oberfläche und fasste in eine dicke Staubschicht. Der Haushälter schien seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen zu sein.

Alfred Rieker war einst reicher als Gott gewesen.

Ich saß in einem braunen Ohrensessel an seinem Schreibtisch und kam mir zwischen den hohen Bücherregalen ganz klein vor. Überall um mich herum Bilder und Statuetten, die eine leise Ahnung von Ewigkeit verbreiteten. Die abgestandene Luft wurde einzig von einem quietschenden Kronleuchter erhellt, während der Regen gegen die Sprossenfenster zu trommeln begann.

»Herr Rieker, Ihre Tochter ist verschwunden, richtig?«

Mir gegenüber saß ein alter Mann mit dünnem weißen Haar, das Gesicht ausgezehrt und kraftlos, doch die Augen blickten noch immer scharf wie die eines Adlers auf mich herunter.

»Sie ist nicht verschwunden, sie wurde entführt«, berichtete er mich nach einem Moment des Schweigens. Er sprach langsam und leise – die Stimme kaum mehr als ein bestimmtes Flüstern –, doch die Welt schien angesichts seiner natürlichen Autorität den Atem anzuhalten, sobald er die spröden Lippen öffnete.

»Woher wissen Sie das?«, fragte ich mit gerunzelter Stirn.

»Die Polizei hat dieselbe Frage gestellt und ich werde Ihnen sagen, was ich denen gesagt habe: Ich weiß es einfach. Irgendwas muss Mia zugestoßen sein, sie wäre niemals freiwillig gegangen. Vor allem nicht, ohne ein Wort zu sagen.«

»Wie alt ist Ihre Tochter?«, wollte ich wissen.

»Sie wird in einem Monat neunzehn Jahre alt. Die Polizei meinte, in ihrem Alter dürfe sie gehen, wohin sie will. Und es gebe keine Anzeichen dafür, dass sie entführt wurde. Sehen Sie: Die Polizei hält mich für einen schlechten Vater. Eben jene Institution, die unsere Probleme ernst nehmen und uns schützen sollte, hört mich kaum an. Mia sei schlichtweg ausgerissen, und das zu Recht, behauptet die Polizei, und mit dieser Begründung verweigert sie eine vernünftige Ermittlung.«

»Sie sprachen gerade davon, dass behauptet wird, Mia wäre vor Ihnen geflohen: Wie ist denn Ihr Verhältnis zueinander? Und was hat die Polizei bisher getan?«

Rieker seufzte. »Die Polizei hat ihr Zimmer durchsucht und festgestellt, dass Kleidung fehlt. Außerdem hatte sie ein Flugticket gebucht – nach Paris und zwar für den Tag ihres Verschwindens. Dadurch wurde der Verdacht noch bestärkt, dass sie ausgerissen sein könnte. Ich habe selbst bei der Fluggesellschaft angerufen und dort wurde mir gesagt, dass das Ticket nie eingelöst worden sei. Das war der Polizei scheinbar vollkommen egal. Mia habe sich einfach umentschieden, sagten sie, und vielleicht die Bahn genommen oder so. Und das war's. Dann haben sie versprochen, die Augen offenzuhalten. Ich bin in der Umgebung hier nicht sonderlich beliebt, müssen Sie wissen ... Sie wirken nicht gerade überrascht. Sie haben sich über mich informiert, ja? Das macht man doch in Ihrem Job so. Lassen Sie mal hören!«

Er schien zu wissen, was ich dachte. Ich rief mir das in Erinnerung, was ich in Erfahrung gebracht hatte: »Sie sind hier in den Marschlanden aufgewachsen – in bescheidenen Verhältnissen. Ihre Mutter hat in einer Schulcafeteria gearbeitet, Ihr Vater war Schuhmacher. Ich vermute, dass Sie auf sein Geheiß die Schule abgebrochen und die Lehre begonnen haben; dann haben Sie sich mit ihm zerstritten und sind von einem Tag auf den anderen nach Berlin gezogen.

In Berlin arbeiteten Sie dann in diversen Bars und haben nebenbei den Abschluss nachgeholt. Anschließend besuchten Sie die Universität und begannen ein Studium zum Bauingenieur. Nebenbei arbeiteten Sie auf Großbaustellen und haben dort sowohl die handwerkliche Seite Ihres zukünftigen Jobs erlernt als auch auf diese Weise das Studium finanziert. Nach einem hervorragenden Abschluss arbeiteten Sie zwei Jahre lang in einem Architekturbüro in Frankfurt, bevor Sie nach Hamburg zurückkehrten und sich mit dem Kundenstamm Ihres vorigen Arbeitgebers selbständig gemacht haben. Die Klage des Architekten konnten Sie abschmettern und innerhalb kürzester Zeit bekamen Sie Millionenaufträge. Drei Scheidungen später errangen Sie vor Gericht das Sorgerecht für Ihre Tochter Mia – Gerüchte besagen, dass Sie es Ihrer Exfrau für mehrere Millionen Euro abkauften. Doch Ihre Tochter kam mit dem Leben in Hamburgs Innenstadt nicht klar. Zudem machte es ihr wohl zu schaffen, ohne Mutter aufzuwachsen und Sie als Geschäftsmann hatten nicht wirklich viel Zeit für sie. Es gibt mehrere Anzeigen wegen minderjähriger Trunkenheit und Drogenkonsums gegen Ihre Tochter, die plötzlich fallen gelassen wurden – vermutlich wegen Ihres Einflusses.

Ihre Tochter schien Ihnen mehr wert gewesen zu sein als Ihr beruflicher Erfolg. Also zogen Sie mit Mia in die Marschlande zurück – den Ort Ihrer Jugend. Sie dachten, das asketische Leben und die Abgeschirmtheit hier würden ihr guttun. Plötzlich lief Ihre Firma nicht mehr und musste sogar Insolvenz anmelden. Sie wurden krank – Krebs, vermutete die Presse –, besiegten die Krankheit aber letztlich. Die Behandlung fraß Ihr Vermögen auf und Ihr Haus verwilderte. Nun lebten Sie von Ihren letzten bescheidenen Ersparnissen an einem Ort, den Sie verabscheuten, und Ihrer Tochter ging es immer noch nicht besser. Bei der hiesigen Polizei und dem Jugendamt gingen mehrere Anrufe wegen häuslicher Gewalt ein. Obwohl die altmodischen Behörden hier gegen Sie sind, konnten die Vor-

würfe Ihrer Tochter nie nachgewiesen werden. Als Mia letzte Woche verschwand und die Beweislage es nicht notwendig machte, dass die Polizei ernsthaft ermittelt, ging auch das Jugendamt stillschweigend davon aus, dass Mia vor Ihnen geflohen war und nahm es dankend hin – ein Problem weniger und ein glückliches Kind mehr.

Doch Sie glauben nicht an das, was so offensichtlich zu sein scheint. Deswegen haben Sie bei *Black Swans* angerufen und den besten Ermittler verlangt – und hier bin ich nun.«

Herr Rieker nickte zufrieden und traurig zugleich.

»Sie scheinen wirklich gut zu sein«, stellte er fest. »In Ordnung. Sie haben recht: Das Verhältnis zu Mia ist zerrüttet, doch ich habe sie nie auch nur angerührt. Ich wollte immer nur das Beste für sie. Doch ich bin wohl nicht der Richtige, um ein junges Mädchen auf den rechten Pfad zurückzubringen. Unsere Streitereien schaukelten sich immer weiter auf und wir schrien uns inzwischen jeden Abend an. Trotzdem ist sie nicht von zu Hause weggelaufen. Mia ist alles andere als selbständig. Sie ist abhängig von Menschen, die sie durchs Leben ziehen. Sie weiß, dass sie ohne mein Geld nicht zurechtkommen würde. Also rebellierte sie blind gegen alle festen Werte, und selbst hier draußen, weit außerhalb der Stadt, schaffte sie es noch, sich mit den falschen Leuten einzulassen.«

Herr Rieker seufzte erschöpft.

»Weswegen haben Sie sich gestritten?«

Seine Augen verengten sich zu Schlitzen. »Inwiefern ist das relevant?«

»Sehen Sie: Ich möchte Ihnen glauben, aber ich brauche alle Infos, die irgendwie weiterhelfen können. Im Moment spricht alles gegen Sie, also möchte ich zumindest im Bilde über alle Steine in meinem Weg sein, bevor ich den Fall annehme.«

Herr Rieker nickte. »Zum einen ihre Probleme mit der Polizei und ihr Umfeld. Außerdem, und darum ging es in letzter Zeit oft, hat sie mich bestohlen. Ich habe mich meiner Tochter nie so fremd

gefühl ... Ja, ich bin ausgerastet. Sie hat Erbstücke und Kunstgegenstände mitgenommen, als wäre dieses Haus ein Selbstbedienungsladen.«

»Warum sollte sie das tun?«, wollte ich wissen.

»Ich glaube, Mia hat ein Drogenproblem. Sie war oft gereizt und blass in letzter Zeit. Manchmal übergab sie sich früh morgens und wenn wir mal zusammen zu Abend aßen, konnte sie kaum still sitzen. Sie zitterte ständig. Ich habe vermutet, dass sie meine Gemälde und den Schmuck verkauft hat, um ihre Sucht zu finanzieren. Ich sprach sie mehrmals darauf an, doch sie begann zu schreien und ...« Sein Kiefer zuckte und er musste blinzeln.

Ich nickte verständnisvoll und wechselte das Thema: »Sie sprachen gerade von ihrem Umfeld: Wer genau sind die falschen Leute?«

»Ein paar junge Männer aus der Vorstadt. Sie waren nie hier im Haus, doch ich sah mehrere Male, wie Mia von einem schwarzen BMW abgeholt wurde. Ich hatte bereits vor einigen Monaten einen Privatdetektiv engagiert: Der Junge, mit dem sie sich traf und mit dem sie auch zusammen war, heißt Nick und handelt mit Drogen.«

Der Alte schnaubte verächtlich. Für einen Moment sah es so aus, als wolle er voll Abscheu auf den Boden spucken. In diesem Moment lernte ich einen anderen Alfred Rieker kennen als den erschöpften Mann, der gerade so eloquent und distanziert über das Verhältnis zu seiner Tochter gesprochen hatte. Für einen Augenblick sah ich jenen jungen, heißblütigen Mann, der sich gegen seinen Vater aufgelehnt hatte. Den Mann, der sich seine eigenen Ziele und Ideale geschaffen hatte, und weit weg nach Berlin geflohen war. Der sich bis ganz nach oben gekämpft und zig hundert Leute unter sich gehabt hatte, die stets bewundernd zu ihm aufgeschaut hatten.

Er blickte mir fest in die Augen: »Wenn ich Ihnen sage, dass meine Tochter nicht vor mir geflohen ist, sondern entführt wurde, glauben Sie mir das dann?«

»Ja«, sagte ich heiser, doch er fuhr bereits, ohne mit der Wimper zu zucken, fort: »Mia hat ihr Abi mit Ach und Krach geschafft und hat die letzten Monate irgendwo dort draußen in den Clubs und Betten der großen Stadt verbracht.«

Alfred Rieker deutete hinter sich, wo der Regen auf den Urwald von einem Garten niederprasselte. Weit dahinter lag irgendwo jene große Stadt, in die er sich nicht mehr traute; vor der er sich hier in seinem Siechtum versteckte.

»Sie hat ihr Leben und ihren Körper einfach weggeworfen.« Mit diesen Worten stand er auf und ging auf steifen Beinen zu einem Beistelltisch herüber. Dort stand ein gerahmtes Foto, das er zu seinem Schreibtisch zurückbrachte. Er trug es ganz vorsichtig wie eine teure Vase.

Auf dem Bild war ein junges Mädchen mit dunklem Haar und glühenden schwarzen Augen zu sehen. Sie strahlte eine enorme Selbstsicherheit und Energie aus. Jene Energie, die auch ihr Vater einst gehabt hatte. Genauso glaubte ich jedoch, ein unsicheres Glitzern erkennen zu können und ahnte, dass sie all ihre Kraft nur dazu nutzte, um gegen sich selbst zu kämpfen. Dass sie in sich zerrüttet war. Alleine würde sie dort draußen sterben. Sie erinnerte mich an ein Mädchen, das ich mal gekannt hatte. So sehr, dass es beinahe schmerzte. Jana.

»Werden Sie meine Tochter finden?«, fragte Alfred Rieker.
Und ich versprach es ihm.

Als ich zurück zum Auto ging, war ich so benommen, dass ich weder Kälte noch Regen spürte. Was der Alte gesagt hatte, beschäftigte mich noch immer. Mit den Ermittlungen würde ich heute noch anfangen. Ich hatte vorher bloß noch einen Termin.

Kapitel 3: Dr. Goldmann

Während ich durch die Innenstadt ging, dachte ich wieder an Shirley. *Shirley*. Ich ließ mir den Namen über die Zunge rollen und seufzte. Der Sex mit Shirley war der Wahnsinn. Wenn sie mich aufs Bett warf, sich auf mich stürzte und dann loslegte, fühlte es sich an, als würde ich fliegen. Und sie tanzte. Anmutig und schnell und rhythmisch. Und wie sie sich bewegte! Wie sie ihre schlanken kräftigen Gliedmaßen an mich presste, als wolle sie mich verschlingen – aber gleichzeitig keuchte, mich zärtlich auf den Hals küsste und mir schließlich ins Ohr hauchte: »Ich will nur dich.«

Bei all den guten Ratschlägen, die mir meine Eltern gegeben hatten, war keiner wie »Verliebe dich nie in eine Stripperin!« dabei gewesen. So etwas schien beim Heranwachsen junger Männer als selbstverständlich vorausgesetzt zu werden. Ein Außenstehender hätte meinen Status auch eher *verknallt* als *verliebt* genannt, aber wenn animalischer Sex und einseitige Gespräche für eine Beziehung reichen, verschwimmen solche Grenzen. Und doch war mittlerweile mehr als das zwischen uns, auch wenn ich es einfach nicht in Worte fassen konnte.

Mein großes Problem – und das merkte selbst Shirley, die zwar nicht gebildet oder intelligent im eigentlichen Sinne war, aber dafür Tugenden wie Menschenkenntnis, praktisches Denken und liebevolle Fürsorge mitbrachte – war, dass ich schlichtweg beziehungsunfähig bin. Vielleicht hatte mich der Gedanke, mit ihr zusammen zu sein, auch gerade deswegen so sehr gereizt, weil ich irgendwo tief in mir drin unbewusst immer angenommen hatte, man könne gar keine richtige Beziehung zu einer Stripperin aufbauen.

Dass ich kein Beziehungstyp bin, war mir seit jeher klar gewesen. Jedoch war ich auf der Suche nach Liebe, und da man nie findet, was man sucht, dauerhaft gefrustet gewesen. Mein Job brachte es mit sich, dass ich viel unterwegs war, und so begannen traurige One-Night-Stands mein Metier zu werden. Es war also gleichzeitig ironisch und vorhersehbar gewesen, dass ich meine zweite Freundin in einem Strip Club kennenlernen würde – dem Ort, wo keiner nach einer Beziehung sucht.

Wie gesagt, war Shirley die zweite Beziehung in meinem Leben, was für einen dreißigjährigen Mann vielleicht nach sehr wenig klingt, doch ich bin nun mal beziehungsunfähig. Ich kann einfach nicht viel Zeit mit Menschen verbringen, bin lieber die meiste Zeit allein. Und wenn ich unter Menschen bin, sollen es immer wieder verschiedene sein und nicht über Jahre hinweg ein und dieselbe Frau. Der Grund dafür liegt in meiner Vergangenheit. Ich hatte sie so lange mit mir herumgeschleppt, dass ich irgendwann unter dem Gewicht zusammenzubrechen drohte. Als hätte ich sie irgendwo tief im kalten Boden vergraben; an einem Ort so geheim, dass selbst ich nur selten dorthin zurückfand.

»Was gibt es Neues?«, fragte mich Doktor Goldmann, mein jüdischer Psychiater. Ich hatte soeben auf dem Barcelona Chair an der Seite seines Schreibtisches Platz genommen. Ich schwang vor und zurück und starrte an die stuckverzierte Zimmerdecke, als hoffte ich, dort eine Antwort darauf zu finden, warum ich überhaupt hier war.

»Eine ganze Menge«, sagte ich schließlich. »Ich habe einen neuen Wagen. Der Leasingvertrag für den alten lief aus und ich fahre jetzt den neuen 5er. Das Facelift macht wirklich einiges her ... ich habe

eine Frau kennengelernt und innerhalb eines Monats ist sie praktisch bei mir eingezogen. Außerdem habe ich einen neuen Auftrag. Der Job scheint mir interessant zu sein.«

Ich spürte, dass Dr. Goldmann aufhorchte. »Sie haben eine Frau kennengelernt? Lassen Sie uns doch zuerst darüber reden.«

»Sie heißt Shirley. Nein, eigentlich Sarah. Aber ich nenne sie Shirley. Ich kenne sie seit einem Monat und inzwischen ist sie praktisch bei mir eingezogen ... Das ging schnell.«

Ich hörte Papier rascheln und für einen Moment wurde ich nervös. Dann schwang ich wieder vor und zurück und sah die Decke, den Stuck und den schicken Kronleuchter vorbeiwippen.

»Warum nennen Sie sie Shirley?«, fragte Goldmann interessiert.

»Sie ist Stripperin und Sarah ist wohl zu normal als Name.«

»Haben Sie ein Problem damit, dass sie sich vor anderen Männern auszieht?«

»Ja, habe ich. Aber nicht so sehr, solange ich es nicht mit ansehen muss. Und es stört mich nicht so sehr, wie es müsste, denke ich. Es beruhigt mich sogar irgendwie. Manchmal. Ich denke, es schafft diese Distanz zwischen uns, über die wir letztes Mal bereits redeten. Dieses Hindernis lässt unsere Beziehung nicht *echt* werden.«

Ich sah Goldmann aus dem Augenwinkel verständnisvoll nicken. »Und das gefällt Ihnen?«

»Ja«, kam es schlicht und teilnahmslos über meine Lippen.

»Stört es Sie, dass ... Shirley bei Ihnen wohnt?«

»Ja, tut es. Wir sehen uns eigentlich kaum, da sie arbeitet, wenn ich schlafe, und andersrum. Wir sehen uns eigentlich nur, wenn wir Sex haben. Trotzdem stört es mich zu wissen, dass sie bei mir wohnt.«

»Was glauben Sie, warum es Sie stört?«

»Weil mein Zuhause nun nicht mehr mir alleine gehört. Mein Zufluchtsort ist weg, denke ich. Darüber haben wir auch schon mal geredet.«

Wieder sah ich Goldmann stumm nicken. Ich drehte mich nun zu ihm um. Er fummelte sich gerade am ergrauten Ziegenbart herum.

»Glauben Sie nicht, dass es Ihnen vielleicht pietätlos gegenüber Jana erscheint, dass Sie eine *Stripperin* als ihren Ersatz haben ...«

Das Wort *Ersatz* klammerte er mit seinen Zeigefingern ein. »... Und diese Shirley nun mehr an Ihrem Leben teilhat – in physischer Weise – als Jana es je getan hat?«

Mein Kopf sank auf die Rückenlehne. Kalte Schauer durchliefen meinen Körper. Als der Schwindel kam, schlossen sich meine Augen wie von selbst. *Jana, wie lange ist es nun her?*

Mein Badezimmerschrank bot zu der Zeit mehr Auswahl als die meisten Apotheken. Ich machte mir ein Bier auf, um die Ibuprofen 800 herunterzuspülen und zündete mir auf dem Weg zurück ins Wohnzimmer eine Zigarette an. Im Schein des Kronleuchters über meinem Esstisch setzte ich mich hin, nahm meine Amphetamine und Tilidin in kleiner Dosierung zusammen mit den kleinen gelben Pillen gegen Magenbeschwerden. Bei langen Schmerzmitteltherapien sind Magenkrämpfe und Durchfall an der Tagesordnung. Nach einem großen Schluck Bier warf ich mein Ritalin ein und lehnte mich zurück. Zuerst kam der Schwindel, dann die Taubheit. Draußen wurde es dunkel, während ich langsam merkte, wie sich mein Blick schärfte. Plötzlich nahm ich all die kleinen Schatten im Raum wahr, hörte das Rascheln der Vorhänge im Wind. Mir wurde warm, mir wurde ein bisschen schlecht, dann fühlte ich wieder gar nichts. Etwas in mir versuchte loszulaufen, nur noch zu rennen. Gegen den Wind, durch Häuserwände und Menschen hindurch. Irgendwohin. Doch gleichzeitig waren meine Beine wie gelähmt. All meine Dränge und Zwänge pochten gegen meinen inneren Schutzpanzer. Ich

spürte meine ganz eigene Definition von Schmerz. Dann begann ich zu weinen. Leise und starr, Tränen liefen meine Wangen herab, ohne dass ich sie spüren konnte. Dafür fühlte ich ihren Ursprung, für einen Moment gewährten mir all die Tabletten einen Blick in meine eigene Dunkelheit. Und aus der Schwärze starrte ein Gesicht zurück.

Jana,

wir haben uns so lange nicht mehr gesehen. Ich vermisse dich. Ich habe dir schon so oft geschrieben, doch du hast nie geantwortet. Du bist nie wiedergekommen und manchmal habe ich für einen Moment Herzrasen. Denn dann denke ich daran, dass ich dich vielleicht nie wiedersehen werde. Um mich zu beruhigen, stelle ich mir vor, dass du irgendwo hier bist. In meiner Nähe. Und dass du mich beobachtetest und mir zulächelst. Ich weiß, dass viele meiner Entscheidungen falsch waren; wahrscheinlich sogar alle. Ich hoffe bloß, du könntest damit leben und würdest damit leben wollen, auch wenn du all die Dinge, die inzwischen geschehen sind, rückgängig machen könntest. Ich weiß, du verstehst mich.

Doch wahrscheinlich bist du irgendwo, weit außerhalb meiner Reichweite und hast keinen Schimmer davon, was hier vor sich geht. Es ist mir wichtig, dass du weißt, wie ich fühle. Ich habe ein Mädchen kennengelernt. Sie ist natürlich nicht wie du, das ist keine! Würdest du sie sehen können, würdest du vielleicht traurig lachen wie du es so oft getan hast, wenn wir zusammen waren. Verzeih mir, wenn ich sage, dass sie dir nicht so unähnlich ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Sie hat ein gutes Herz, sie versteht mich. Trotzdem vermisse ich dich. Niemand kann mich je so berühren, wie du es getan hast, und gäbe es einen Weg für mich, dich zurückzuholen, würde ich ihn gehen, ganz egal, wie lang und gefährlich er auch sein mag. Ich vermisse dich, ich liebe dich, ich möchte dich wiedersehen und für den Rest meines Lebens bei dir

sein, ich möchte mit dir schlafen, dir durchs Haar streichen und all die dunklen Nächte mit dir verbringen. Wenn du bloß sehen könntest, was für ein Wrack ich inzwischen bin, du würdest mich retten – da bin ich mir sicher! Die anderen können nicht sehen, was aus mir geworden ist, sie sehen nicht, woher ich komme und durch welche Hölle ich gegangen bin. Ich bin so weit entfernt von clean und therapiert wie die Sonne vom Mond. Ich habe noch lange nicht mit dir abgeschlossen. All die Jahre waren umsonst.

Ich wünschte, ich wäre bei dir. Doch noch habe ich so viel zu tun. Eines Tages werden wir uns wiedersehen – an diesem Gedanken muss ich festhalten, um nicht in mir zusammenzufallen wie ein Heißluftballon ohne Flamme – und dann kann ich dir nicht mehr sagen, was ich jetzt schreibe. Ich habe Mauern um mich selbst herum errichtet, die keiner außer dir einreißen kann. Und wenn es so weit ist, dass wir uns wiedersehen, wird hinter diesen Mauern nichts mehr sein, das du retten könntest. Dann ist es zu spät. Ich bereue so vieles, nur nicht, dich geliebt zu haben. Du warst das Beste, was mir je passiert ist. Ich liebe dich.

Ich verließ stolpernd meine Wohnung und schleppte mich herunter in die Tiefgarage. Inzwischen war mein Anzug klitschnass von kaltem Schweiß und trotzdem glühte mein Gesicht. Zitternd schloss ich den schwarzen Porsche 993 auf und ließ mich auf den Fahrersitz fallen. Ich würgte den Motor mehrmals ab, bis ich schließlich die Auffahrt hochkam. Meine Füße waren eiskalt und zitterten in der Luft wie kleine Kolibris, so dass ich kaum die Pedale traf. Um endlich etwas außer jener allgegenwärtigen Angst zu spüren, gab ich Vollgas und traf schließlich schlitternd die Fahrbahn. Ich gab einfach Vollgas, war haarscharf davor, während der Fahrt an meinem Erbrochenen zu ersticken. Eine Stunde lang raste ich durch die Stadt, dann wurde ich langsamer. Ich begann, mich wieder an die Verkehrsre-

geln zu halten. Irgendwann fuhr ich exakt fünfzig. Ich fühlte mich dehydriert und erschöpft, nicht mehr aufgedunsen und lahm wie vorher. Ich hatte das Gefühl, etwas geleistet zu haben; ich hatte mich etwas getraut. Ich hatte mich gerade eben dem Tod hingegeben, aber er hatte abgewunken und gesagt: »Nein danke, jetzt noch nicht.«

Ich fühlte mich erleichtert. Ich fühlte mich, als würde ich von der Welt gebraucht werden. Ich konnte nicht gehen – noch nicht. Ich grinste müde.

Obwohl ich mir nicht sicher war, was ich von meinem neuen Auftrag halten sollte, fühlte ich mich nicht ganz so unzufrieden und rastlos wie sonst, als ich an jenem Abend meine Wohnung wieder betrat. Shirley war inzwischen von ihrem Stadtbummel zurückgekehrt und stand im Badezimmer vorm Spiegel. Vor den hohen Altbauwänden und im warmen Licht der Deckenlampen wirkte sie noch zierlicher und hübscher als ohnehin schon. Ich umarmte sie von hinten.

»Hör auf! Ich muss noch meine Haare machen.«

Doch ich hörte nicht auf. Stattdessen küsste ich sie auf den Nacken, wanderte höher bis zum Haaransatz, wo ihre feinen blonden Härchen meine Oberlippe kitzelten. Ich flüsterte ihr kleine Schweinereien ins Ohr, die ich nie laut aussprechen konnte. Meine Hände fuhren ihren Bauch hinunter und wieder herauf. Shirley hörte auf zu protestieren, stattdessen stöhnte sie leise und fasste meinen Kopf. Drücke ihn auf ihren Hals. Ich umfasste ihre Taille, drehte sie herum. Wir küssten uns. Meine Knie wurden weich, als sie mir das T-Shirt auszog und begann, wie eine Wildkatze mit ausgefahrenen Nägeln meinen Rücken hinunterzufahren. Wohlige Schauer durchliefen meinen Körper, als sie meine Brust küsste und immer weiter nach unten wanderte. Als ihre vollen, wunderschönen Lippen auf

Höhe meiner Gürtelschnalle waren, lachte sie plötzlich. Ihre Augen blitzten und sie stand wieder auf. Küsste mich wieder, umarmte mich, ihre Lippen waren überall gleichzeitig. Shirley zog sich aus und meine Hände konnten nicht von ihr ablassen. Sie ging in die Knie, küsste sanft meine Lenden. Wieder kicherte sie und stand auf, nahm meine Hand. Shirley hatte mich genug auf die Folter gespannt. Lachend zog sie mich ins Schlafzimmer.

Zusammenfassend gesagt war es ein herrliches Gefühl, meine Freundin noch ein letztes Mal zu nageln, bevor sie sich die nächsten sechs Stunden vor wildfremden Kerlen ausziehen und stöhnend auf ihren Schößen herumrutschen würde.

Mehr unter midnight.ullstein.de